

Einleitung

In diesem einführenden Band zur Relevanz der Gesprächsführung für die Handlungsfelder des Sozial- und Gesundheitswesens wird diese recht umfassend von den Grundlagen der Kommunikation, des Zuhörens und des Sprechens her erörtert. Es erfolgt hierbei in allen Punkten eine intensive Vernetzung mit der möglichen Handlungsrelevanz in diesen Tätigkeitsfeldern. Das Buch gliedert sich wie folgt:

Nach einer Einführung in die theoretischen und methodologischen Grundlagen der Kommunikation (aus psychologischer, soziologischer und biologisch-neuronaler Sicht, ► Kap. 1) wird ausführlich auf das Zuhören im Kontext der Gesprächsführung eingegangen (► Kap. 2). Die Grundannahme liegt dabei darin, dass eine bewusste und allumfassende Wahrnehmung des Gesprächspartners die zentrale Basis einer dialogischen und professionellen Gesprächsführung ist. Hierzu werden in einem einführenden Kapitel sowohl die anthropologischen als auch die ersten methodologischen Grundlagen erörtert. Im Anschluss hieran wird das Themenfeld der notwendigen Vernetzungen zwischen dem Zuhören und dem Sehen dargelegt. Die Aussagen hierzu bilden dann wiederum die Basis für die nachfolgenden Themen: nämlich das Lernen des Zuhörens, mögliche konkrete Situationen hierzu sowie die Macht des Zuhörens.

Im Anschluss wird ausführlich auf die Funktion und den bewussten Einsatz und Nutzen des Sprechens eingegangen (► Kap. 3). Hierzu wird in einem ersten Schritt dargelegt, was sich – körperlich und neuronal – ereignet, wenn gesprochen wird. Hierauf aufbauend wird das Thema des sinnvollen (und sich auch einmal zurücknehmenden) Einsatzes des (Miteinander-)Sprechens erörtert. Dieses Kapitel endet mit konkreten Hinweisen zu den Lernprozessen und -optionen des Sprechens.

Im nächsten – ausführlichen – Kapitel (► Kap. 4) werden diese ersten zwei Komplexe dann zusammengeführt und auf den Bereich der konkreten Gesprächsführung übertragen: Welche (methodischen und pragmatischen) Relevanzen ergeben sich, wenn diese Felder professionell miteinander in Beziehung gesetzt werden? Nach einer ersten theoretischen Grundlegung hierzu geht es um folgende Themen: das Setting bei Gesprächen, die bewusste Wahrnehmung von Machtpräsenzen in diesem Kontext sowie die Bedeutung von Moderation. Mit einigen Hinweisen zur Dokumentation von Gesprächsinhalten endet dieses Kapitel.

Im darauffolgenden Kapitel (► Kap. 5) werden dann konkrete Hinweise zur Relevanz einer solchermaßen verstandenen Gesprächsführung für unterschiedliche Handlungsfelder des Sozial- und Gesundheitswesens vorgestellt: für die Heilerziehungspflege, die Soziale Arbeit sowie die Heilpädagogik und die Pflegeberufe. Diese werden an konkreten Beispielen verdeutlicht und in Bezug auf weitere Perspektiven eines professionellen Einsatzes der Gesprächsführung differenziert.

In allen Kapiteln werden zu den theoretischen und methodischen Aussagen Beispiele aus der Praxis formuliert und mit Reflexions- und Anwendungsaufgaben versehen. Zudem werden immer einmal wieder Übungen zu den jeweiligen Themen präsentiert.

Mit einigen weiterführenden Perspektiven (► Kap. 6) und der Wiedergabe von nützlichen Adressen (► Kap. 7) zu dieser Thematik schließt der Band.

1 Kommunikation

In diesem einführenden Kapitel werden sowohl die theoretischen als auch die methodologischen Grundlagen der Kommunikation vorgestellt.

Der argumentative Weg führt hierbei (► Kap. 1.1) über biologische und neurologische sowie erkenntnistheoretische Begründungen hin zu schon relativ bekannten Paradigmen und Konzepten, wie Kommunikation zu verstehen sein könnte. Dieser Weg wurde gewählt, um die interdisziplinäre bzw. transdisziplinäre Beschaffenheit von Kommunikation zu beschreiben und zu differenzieren. Zudem sollen schon diese Grundlagen darauf hindeuten, dass das Hinhören und Hinsehen im Rahmen der Kommunikation grundlegende Variablen sind bzw. dass ihnen eine grundsätzliche Bedeutung zukommt, um Kommunikation sowohl verstehen als auch interaktiv gestalten zu können.

Der zweite Abschnitt dieses Kapitels (► Kap. 1.2) beschäftigt sich dann mit den methodologischen Grundlagen der Kommunikation. Hierbei wird es vor allem darum gehen, die Kommunikation als grundsätzlich menschliches und somit auch person(en)zentriertes und subjektives Phänomen verstehen zu können. Hierbei werden vor allem unterschiedliche Kommunikationsverläufe im Leben des Menschen bzw. sich hieran anschließende und hieraus entstehende Kommunikationsweisen im Beruf (hier vor allem im Bereich des Sozial- und Gesundheitswesens) skizziert.

1.1 Theoretische Grundlagen

Dieses Kapitel ist grundlegend inter- und transdisziplinär angelegt und ausgerichtet: Neben biologischen und neurologischen Hinweisen werden auch erkenntnistheoretische und kommunikationspsychologische sowie konzeptionelle und methodologische Hinweise folgen, um zu verstehen, in welchem Rahmen Kommunikation grundsätzlich verortet werden kann und muss.

Worin liegen somit die biologischen und neurologischen Grundlagen der menschlichen Kommunikation?

Schon in den ersten neurologischen Forschungen zur Entstehung der Sprache am Ende des 19. Jahrhunderts stellte der französische Neurologe Broca fest, dass (wie man inzwischen weiß, ist das bei 90% aller Menschen der Fall) in der linken Großhirnrinde eine ganz bestimmte Zellstruktur aufzuweisen ist, welche als mo-

torisches Sprachzentrum gekennzeichnet werden kann. Dieses Sprachzentrum wird seither als Broca-Sprachzentrum bezeichnet (vgl. Hülshoff 2005, 270). Parallel hierzu fand einige Jahre später der deutsche Neurologe Wernicke ein sensorisches Sprachzentrum. »Dessen Aufgabe schien vornehmlich darin zu bestehen, die semantische Bedeutung von Wörtern zu erkennen und sinnvoll zu nutzen« (Hülshoff 2005, 270). Aufgrund der in den letzten Jahrzehnten rasant verbesserten Möglichkeiten in bildgebenden Verfahren entwickelte der Neurolinguist Gschwind ein Sprachverarbeitungsmodell. Dieses soll anhand des folgenden Zitates ein wenig konkreter beschrieben werden:

»Nach diesen Vorstellungen wird beispielsweise beim Lesen eines geschriebenen Wortes zunächst die visuelle Hirnrinde (...) aktiviert, die das zu Lesende erkennt. Diese Informationen werden dann zum Gyrus angularis weitergeleitet, einer Region, die sich insbesondere mit räumlichen bzw. Symbolerkennung befasst. ... Im Wernicke-Areal werden die zunächst noch aus der visuellen Vorstellungswelt stammenden Bedeutungsinhalte in auditorisch-phonologische Wortbilder umgewandelt, erkannt, entweder gespeichert oder mit bereits gespeicherten Gedächtnisinhalten verglichen. Nun gelangen sie über eine Verbindung, die als ‚Faszikulus arkuatis‘ bezeichnet wird, zum Broca-Areal ... Über das Broca-Areal geht die Information zur Bildung des zu sprechenden Wortes zum motorischen Kortex, der wiederum die Artikulationsorgane (u.a. den Kehlkopf) steuert und uns das Wort aussprechen lässt. Analog liegen die Dinge nach diesem Modell, wenn beispielsweise ein gehörtes Wort nachgesprochen werden soll. Allerdings muss hier nicht mehr vom visuellen Erfahrungsmodi auf auditorische Modi umgeschaltet werden« (Hülshoff 2005, 271 f.).

Vor dem Hintergrund aktueller neurologischer Forschungen wurde dieses Modell jedoch weiter differenziert, so dass diese scheinbare Allgemeingültigkeit, wie sie gerade benannt worden ist, so nicht mehr unbedingt gegeben zu sein scheint. Es zeigte sich vielmehr, dass das Broca-Zentrum auch an dem Erkennen von Verben beteiligt ist, also von Wörtern, welche vor allem auch Handlungsprozessen zugeschrieben werden können und diese codieren. Das Wernicke-Zentrum wiederum codiert Objekte, also Hauptwörter und steht somit eng in Verbindung mit auditiven und visuellen Zentren, die vor allem der Objekterkennung dienlich sind (vgl. Hülshoff 2005, 272).

Vor dem Hintergrund dieser ersten erforschten und grundlegenden neurologischen Prozesse zur Entstehung der Sprache (welche an dieser Stelle nur sehr kurz skizziert werden können) hat die Neurologie weitere Grundlagen ausgearbeitet, über welche dann im weiteren (Forschungs-)Verlauf die menschliche Kommunikation differenziert werden konnte: Zentral hierbei waren und sind die Forschungen zu den Spiegelneuronen als Grundlage menschlicher Kommunikation. Diese werden unter anderem von Zaboura (2009) als das »empathische Gehirn« gekennzeichnet. An dieser Stelle kann nicht näher auf das komplexe Thema der Spiegelneuronen eingegangen werden (dieses ist in dem Buch von Zaboura sehr gut nachzulesen; vgl. Zaboura 2009, 54ff.). Es wird hier vor allem darum gehen zu erläutern, was diese Spiegelneurone konkret dazu beitragen, dass Kommunikation stattfinden, dass sie sich ereignen kann.

Grundsätzlich kann davon ausgegangen werden, dass

»die Handlung des Anderen durch den Beobachtenden nach innen genommen und dort ... simuliert wird: so wird die Bewegung des Gegenübers auf körperliche Art und Weise empathisch nachvollzogen und gleichsam – ohne Zwischenschaltung und Vermittlung des

Bewusstseins, ohne Reflektion und Attribution – somatisch »verstanden«. Aufgrund dieser Fähigkeit, eine innere Imitation des Beobachtenden zu projizieren, benannte man diese Nervenzellen als ... Spiegelneurone« (Zaboura 2009, 60).

Von dieser neurologischen Grundlage ausgehend kann weiterhin festgestellt werden, dass die kortikalen Areale für eine visuelle Wahrnehmung sowie diejenigen für die motorische Ausführung eben nicht (wie das einige Jahrzehnte wahrgenommen und behauptet wurde) strikt voneinander getrennt sind. Es muss vielmehr eine holistische (in diesem Sinne umfassende) Perspektive eingenommen werden, welche davon ausgeht, dass »das Entladen exakt derselben Neuronen sowohl bei der Beobachtung als auch bei der eigentlichen, eigenen Ausführung ein präzises Anpassen bzw. das Abgleichen visueller Stimuli mit dem motorischen Repertoire auf der Ebene singulärer Zellen« bedeutet (Zaboura 2009, 61). Hierdurch gleichen die Handelnden ihre jeweiligen Handlungsgeschehnisse und ihr jeweiliges Handlungsrepertoire – in einem ersten Schritt vielfach sicherlich unbewusst – miteinander ab. Hierdurch wird den sich wechselseitig beobachtenden Menschen ein »symmetrisches Miterleben« (Zaboura 2009, 61) möglich. Eine gegenseitige, auf neurologischer und neurophysiologischer sich zuerst ereignende und dann durch den Körper nach außen kommunizierte Bewegung, findet also bei beiden, bzw. allen, Handelnden und Kommunizierenden statt. Schon auf dieser Ebene ereignet sich Resonanz (vgl. Rosa 2019, 246 ff.) und Intersubjektivität – welche im professionellen Kontext der (auf das Zuhören gründenden) Gesprächsführung weiter ausgestaltet und genutzt werden kann.

Es wird somit deutlich, dass die Gehirnareale miteinander kooperieren, so dass eine Kooperation und Kommunikation der handelnden Personen möglich, deutlich und wahrnehmbar wird. Sowohl die Motive als auch die Handlungsansätze der jeweiligen Kommunikations- und Kooperationspartner werden an dieser Stelle wechselseitig bedeutsam und mit Bedeutung gefüllt (vgl. Zaboura 2009, 62). So finden sich schon auf dem Gebiet der Neurologie jene Grundlagen, die aus den Bereichen der Philosophie und Anthropologie (vgl. hierbei Zabouras Dialogphilosophie), der Soziologie (vgl. hierzu Rosas Ansätze zur Resonanztheorie) und der Psychologie und Beziehungswissenschaft (vgl. hierzu die später noch zu skizzierenden Kommunikationsthemen nach Watzlawick und Schulz von Thun) weiter entfaltet werden. – Kommunikation – und eine hierauf aufbauende professionelle Gesprächsführung – sind schon auf dieser neurologischen Grundlage als grundsätzlich interdisziplinär zu kennzeichnen.

Die Verbindungen zwischen neurologischen Ereignissen und sprachwissenschaftlichen Phänomenen, so in der Wahrnehmung der Sprache, der Dekodierung der Sprache, der Rezeption der Sprache und der Abstimmungsprozesse zwischen den hierdurch agierenden Personen, ist dementsprechend deutlich differenzierter und umfassender, als dieses möglicherweise bis vor wenigen Jahren noch angenommen worden ist. Und die fortschreitende Forschung in Bezug auf die Sprachzentren, sowohl hinsichtlich der motorischen als auch sensorischen, aber auch der durch die Spiegelneurone gekennzeichneten Hintergründe, zwingt immer wieder zum anpassenden Umdenken. Das gilt auch für diese ersten Hinweise, die, indem auf sie Bezug genommen wird, gleichzeitig laufend aktualisiert werden müssen.

Bedeutsam ist für unseren Zusammenhang, dass die Grundlagen der Kommunikation auch und gerade vor dem Hintergrund der neurologischen Verfasstheiten und Differenziertheit des Wesens, welches sich als homo sapiens kennzeichnet und bezeichnet, immer wieder neu in den Fokus genommen werden müssen. Man kann neurologisch somit tatsächlich von einer »holistischen Einbettung« (Zaboura 2009, 70) reden: Vor dem Hintergrund neurologischer Forschungen kann somit festgehalten werden, dass es einen neuronalen Kreislauf gibt, in welchem sowohl die Handlungen als auch unterschiedliche kortikale Bereiche eingebunden sind: so z.B. der frontale Kortex, aber auch der temporale Kortex, wobei all diese Ebenen unterschiedliche Spiegelneurone umfassen und somit wechselseitig miteinander verbunden sind (vgl. Zaboura 2009, 72).

Die Entstehung der Resonanzphänomene, sowohl seins- als auch stammesgeschichtlich, kann somit auch auf die neuronale Entwicklung dieser Spiegelneurone zurückgeführt werden. Auch wenn in jüngster Zeit hierzu immer wieder einmal Kritik und Zweifel geübt wurden (vgl. Hickok 2015; Lamm/Majdandžić 2015).

Schon auf dieser argumentativen Ebene ist es notwendig, darauf zu verweisen, dass das Hinschauen, das Hinsehen und das Stillwerden dem anderen signalisieren, das genau dieses geschieht, nämlich das man hinschaut und still wird und die Spiegelneurone dazu triggern. Ähnliches zu tun: Schweigen, Beobachten und Hinschauen können somit beim anderen genau dieses anregen, nämlich Schweigen, Beobachten und Hinschauen. – Ohne dass dieses zu einer Verflachung oder gar einem Abstumpfen der Kommunikation führt. Im Gegenteil: Die jeweils Handelnden entwickeln hierbei Resonanzspuren, welche in der konkreten Wahrnehmung mikrologisch bedeutsamer Handlungen (also kleiner und kleinster Wirkmechanismen des jeweils anderen) wahrgenommen und bedeutsam werden. Das Hören auf den anderen, das Sehen, was der andere möglicherweise sieht etc., spiegelt sich im Hören und Sehen des anderen wider, so dass das Stillwerden, das Beobachten und das Hinschauen zu einer mindestens genauso relevanten Aktion in der Kommunikation wird wie das Miteinander-Reden. Dem Schweigen wächst hierdurch eine viel intensivere Bedeutsamkeit zu, als ihm möglicherweise über viele Jahrzehnte zugekommen ist. Und diese Resonanzphänomene des Wechselseitig-sich-Wahrnehmenden im Sprechen und Schweigen entstehen schon sehr deutlich in der menschlichen Ontogenese, das heißt seit seiner je individuellen Geburt (vgl. Zaboura 2009, 81 ff.).

Beispiele und Aufgaben

1. Aktives Zuhören fällt uns aufgrund der entstehenden Stille oftmals schwer.
Bilden Sie Teams mit drei Personen. Zwei Personen tauschen sich über ihr Wochenende oder zu einem besonderen Erlebnis aus. Achten Sie dabei auf ausreichend viele Pausen. Ab wann wird die Stille unangenehm? Ab wann fühlen Sie sich unwohl und ab wann hatten Sie das Gefühl, dass sich Ihr Gegenüber unwohl fühlt? Machen Sie sich einen Vermerk an diesem Punkt (Uhrzeit, Thema etc.). Die dritte Person soll das Team beobachten und aufschreiben, was sie beobachtet hat (Körperhaltung, Bewegungen, Mimik etc.).

Tauschen Sie sich aus. Rotieren Sie mehrfach. Beachten Sie hierbei die Anmerkungen der anderen und verändern Ihre Kommunikation oder behalten Sie diese bei.

2. Bei Menschen aus dem Autismus-Spektrum kann es vorkommen, dass die Mimik und die Gestik nicht übereinstimmen. Auch können Äußerungen manchmal zu wörtlich genommen werden. Sprichworte und/oder Ironie werden gelegentlich nicht oder missverstanden. Hier ist besonders darauf zu achten, den Rahmen klar zu beschreiben und auch auf einen ggf. ironischen Kommentar hinzuweisen, um Verwirrung zu vermeiden.

Bei komplexeren Ausprägungen mit kognitiver Beeinträchtigung kann es auch vorkommen, dass Menschen eine eigene Sprache entwickeln, wie z. B. »der gelbe Luftballon« kann personbezogen sein und die Farbe als warme Farbe auf Sympathie verweisen. Wohingegen der »blaue Luftballon« eher unsympathisch wirkt.

Nach diesen ersten kurzen Hinweisen aus der Neurologie sollen nun erkenntnis-theoretische Begründungen zur Kommunikation folgen. Diese nehmen als Bezugspunkte Ansätze der Systemtheorie bzw. des Konstruktivismus:

Die Wahrnehmung meiner Selbst bzw. die Wahrnehmung des anderen entsteht immer an den Schnittstellen unterschiedlicher systemischer Vollzüge. Das ereignet sich schon auf kleinster Ebene (wie gerade in Bezug auf die Neurologie skizziert worden ist) zwischen unterschiedlichen Zellen und Gehirnarealen, bezieht sich dann auf die Person, welche wiederum in Kommunikation mit anderen Personen gerät, und gelangt somit über unterschiedlichste Systemgrenzen und Schnittstellen in eine Kommunikation der Systeme in Bezug auf die Gesellschaft. Die jeweilige Kommunikation und Wahrnehmung ist allerdings immer vor dem Hintergrund subjektiver Konstruktionsprozesse des Einzelnen zu verstehen, so dass sowohl die Konstruktion dessen, was wir wahrnehmen als auch die jeweilige Kommunikation mit anderen als systemisch-konstruktivistisch bzw. konstruktivistisch-systemisch eingeordnet und verstanden werden. Was bedeutet dieses jetzt allerdings konkret?

Mit Greving und Ondracek können hierzu folgende Grundannahmen zum Konstruktivismus benannt werden (vgl. Greving/Ondracek 2020, 67–81):

Etymologisch betrachtet fließen in die Bezeichnung Konstruktivismus bzw. konstruktivistisch (u. a.) folgende Bedeutungen ein:

- Konstruktion: Entwurf, Plan; Denkgebäude, Vorstellungskomplex; etwas Erfundenes oder Ausgedachtes; weit her geholter, wenig sinnvoller Zusammenhang;
- Konstrukt: Denkmodell, gedankliche Hilfskonstruktion;
- konstruieren: entwerfen, planen; sich etwas theoretisch überlegen, sich etwas ausdenken; mühsam künstliche und komplizierte Zusammenhänge herstellen (vgl. Microsoft 2004).

Infokasten: Konstruktivismus

Die Bezeichnung »Konstruktivismus« wird folglich als Sammelbegriff für unterschiedliche erkenntnistheoretische Konzepte verwendet, welche davon ausgehen, dass Menschen mit ihren Wahrnehmungen nicht einfach eine objektiv existierende Welt »abbilden« können, sondern diese erst subjektiv (auf der Basis ihrer persönlichen Erfahrungen und Wahrnehmungsweisen) »konstruieren«.

Die Wahrnehmung spiegelt infolgedessen nicht einfach die äußere Welt, sondern stellt einen Prozess dar, in dem Informationen zu einer selbst erzeugten Erfahrungswirklichkeit des Beobachters verarbeitet, ja gleichsam geschaffen werden. Konstruktivismus fragt, wie man Wissen über die Welt erlangt, und geht davon aus, dass es keine Objektivität an sich, also *a priori*, gibt: Kein Mensch kann ausschließen, dass es neben seinem eigenen Erfahrungs- und Erkenntnisweg nicht noch andere Wege geben könnte – eine Grundannahme, welche in der Gestaltung von Gesprächen, welche auf der Grundlage des Zuhörens beruhen, von nicht geringer Bedeutung ist.

Obwohl unsere Wahrnehmung nur ein Konstrukt subjektiver Wirklichkeit herstellt, ist es erstaunlich, wie viele Gegenstände und Bilder mit denen anderer Menschen scheinbar übereinstimmen und von diesen auch so bestätigt werden. Demnach lassen sich der Austausch von Erfahrungen und die intersubjektive Wiederholung von Erlebnissen als Grundlage der Entstehung einer kommunikativ erarbeiteten »objektiven« Wirklichkeit betrachten. Folglich werden im Sinne des Konstruktivismus solche Meinungen und Vorstellungen als »objektiv« bezeichnet, die von möglichst vielen Subjekten bzw. lebenden Systemen – und Personen, auch wenn dieses nicht unbedingt ein Begriff des Konstruktivismus ist – geteilt werden.

Aus philosophischer Sicht ist der Konstruktivismus keine Lehre des Seins (also keine Ontologie), sondern eine Epistemologie, d.h. eine Form der Erkenntnistheorie, welche Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Erkenntnisse und Reflexionsprozesse zu bestimmen versucht. Die erkenntnistheoretischen Fragen hierbei können auch als anthropologische und ethische Fragen bestimmt werden: »Was können wir wissen?« ist nicht zu trennen von ›Wer sind wir?‹ und ›Wie sollen wir handeln?‹ (Siebert 2005a, 7).

Ein wichtiger Vertreter des Konstruktivismus war Jean Piaget, welcher aus dem Blickwinkel der Entwicklungspsychologie seine Form der Erkenntnistheorie formuliert hat. In der Tradition Immanuel Kants stehend, bezeichnete er seine Form der Erkenntnistheorie in der Tat als »Konstruktivismus«:

»Wie Kant transzendent er den Gegensatz von Realismus und Idealismus. Betonte Kant, dass wir die Natur nur im Rahmen unserer Anschauungsformen und Kategorien erkennen, so ist Piaget ähnlich überzeugt, dass unsere kognitiven Strukturen und unsere Schemata (z.B. bestimmte Muster der Wahrnehmung und des Denkens) unsere Erkenntnis beeinflussen. Im Unterschied zu Kant ist Piaget jedoch der Auffassung, dass diese Begriffe des Erkennens nicht *a priori*, d.h. unabhängig von menschlicher Erfahrung, entstanden sind« (Siebert 2005a, 13).

Piaget geht also schon von einer Passung subjektiver Erkenntnis mit (scheinbar) äußerer Wirklichkeit aus. Und diese Passung bzw. unterschiedlichen Arten und konkreten Vollzüge einer solchen Passung werden in (nahezu) allen Gesprächen zwischen Menschen wahrgenommen.

Weiterhin steht im Mittelpunkt seiner Erkenntnistheorie die Art und Weise, wie Erkenntnis entsteht. Piaget geht davon aus, dass jede kognitive Struktur eines Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozesses eine eigenständige biographische Entstehungsgeschichte hat. Menschen konstruieren, bewerten und beobachten im Laufe ihres Lebens ihre Geschichte immer wieder neu. Dieses wird von ihm als »genetischer Relativismus« bezeichnet: Es gibt keine endgültigen Wirklichkeiten und Wahrheiten, die unabhängig von dem biographischen Entwicklungsstand sind. »Erkenntnis ereignet sich in der Wechselwirkung von Subjekt und Objekt, so dass von einem ‚hermeneutischen Zirkel‘ gesprochen werden kann. Jede Aussage über die Realität ist von unseren Vorkenntnissen und von früheren Erfahrungen abhängig« (Siebert 2005a, 14). Auch diese Annahme ist bedeutsam für die Ausgestaltung einer (auf das Zuhören gründenden) Gesprächsführung:

Infokasten: Hermeneutischer Zirkel

Meine Interpretation (Konstruktion) der Wirklichkeit des anderen ist eine (weitere bedeutsame) Grundlage für unsere (gemeinsamen) zukünftigen Gespräche. Diese entwickeln sich dann tatsächlich im Rahmen eines hermeneutischen Zirkels oder einer hermeneutischen Spirale: Interpretation, Konstruktion und Verstehen entwickeln sich an- und miteinander und führen (im besten Fall) zu einem vertieften gegenseitigen Verstehen (vgl. Danner 2021).

Im Kontext der z. T. sehr unterschiedlichen Begründungen der konstruktivistischen Sichtweisen haben sich im Laufe der letzten 100 Jahre differenzierte und differenzierende Formen konstruktivistischer Erkenntnisse entwickelt. Dennoch können zentrale Grundaussagen zusammengefasst werden:

- Der Konstruktivismus geht grundsätzlich von folgender These aus: Die gegenwärtigen Kulturen und Gesellschaften weisen solch unstrukturierte und komplexe Formen auf, dass es in ihnen kaum Gewissheiten zu geben scheint (wie dieses in der sog. Postmoderne z. Z. der Fall ist). Folglich berücksichtigt er in seiner Erkenntnis über den Menschen auch das Nichtwissen, die Skepsis und die Möglichkeit des Scheiterns bzw. sogar ihre logische Notwendigkeit. Diese vermögen dann möglicherweise Grundlagen für die Notwendigkeit der (beratenden, therapeutischen ...) Gespräche zu bieten, in welchen sich dann ebenfalls konstruktivistische Prozesse ereignen bzw. diese Aussprachen und Beratungen bedingen.
- »Die Kernthese des Konstruktivismus lautet: Menschen sind autopoietische, selbstreferentielle, operational geschlossene Systeme. Die äußere Realität ist so sensorisch und kognitiv unzugänglich. Wir sind mit der Umwelt lediglich strukturell gekoppelt, d. h. wir wandeln Impulse von außen in unserem Lern-

system »strukturdeterminiert«, d.h. auf der Grundlage biographisch geprägter psycho-physischer, kognitiver und emotionaler Strukturen, um. Die so erzeugte Wirklichkeit ist keine Repräsentation, keine Abbildung der Außenwelt, sondern eine funktionale, viable Konstruktion, die von anderen Menschen geteilt wird, und die sich biographisch und gattungsgeschichtlich als lebensdienlich erwiesen hat. Menschen als selbstgesteuerte »Systeme« können von der Umwelt nicht determiniert, sondern allenfalls pertubiert, d.h. »gestört«, und angeregt werden« (Siebert 2005a, 11).

Wie durch diese umfassende Definition deutlich geworden ist, kann der Konstruktivismus nicht als eine von anderen Erkenntnisansätzen streng getrennte Wissenschaftsdisziplin bezeichnet werden. Vielmehr ist er als eine Leitidee zu verstehen, welche inter- und transdisziplinär versucht, sich von allgemeingültigen Wahrheitsansprüchen zu distanzieren. »Wirklichkeit ist beobachterabhängig – dies ist der kleinste gemeinsame Nenner dieser Diskussion« (Siebert 2005a, 11). Auf diese Weise verbindet der Konstruktivismus sowohl natur- als auch sozialwissenschaftliche Erkenntnisse.

Mehr noch: Der Konstruktivismus stellt nicht nur einen Erkenntnisansatz dar, er kann zugleich auch als eine Handlungstheorie genutzt werden. Dieses ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass Erkennen und Handeln immer untrennbar aufeinander bezogen und wechselseitig voneinander abhängig sind. Die Erkenntnis ist *die* grundlegende Voraussetzung für den Handlungsprozess. Erkennen stellt infolgedessen eine Form des Handelns dar, diese wirkt wiederum auf die Erkenntnisprozesse zurück. Eine Trennung von Emotionen und Kognitionen ist in diesem Kontext gar nicht möglich – diese Begründung bildet eine der Grundlagen der *conditio humana*, wie sie sich aus der Erkenntnistheorie des Konstruktivismus ergibt. Für Humberto Maturana (einer der Begründer der biologischen Sichtweise des Konstruktivismus) stellt z.B. das Beobachten eine soziale Handlung dar. Er spricht von einem »doppelten Blick« der Erkenntnistheorie: »Einerseits der psychische Aspekt menschlichen Erkennens, anderseits der Aspekt des sozialen Verhaltens« (Siebert 2005b, 21). Diese Erkenntnis weist eine deutliche Relevanz für die Gesprächsführung im Rahmen des Sozial- und Gesundheitswesens auf: Eine solche Form des Miteinanderredens ist weder ohne das handelnde Subjekt noch ohne das Subjekt des Gegenübers vorstellbar. Beide Individuen bewegen sich in einem fortschreitenden Zirkel eines wechselseitigen Erkenntnisprozesses zwischen Handeln und Erkennen und Erkennen und Handeln aufeinander zu. Hierdurch entsteht eine, wie auch immer gestaltete und sich durch das Gespräch verändernde, (Teil-)Identität der Handlungspartner.

Der Konstruktivismus geht des Weiteren davon aus, dass die Handlungen der beteiligten Personen vor dem Hintergrund eines ganz bestimmten Sinns erfolgen: